

MILLIE

Ich muss wahnsinnig sein. Wahnsinnig oder bescheuert. Wahrscheinlich leide ich unter einer Psychose, die mein Leben in eine völlig falsche Richtung lenkt. In eine äußerst abgelegene, einsame Gegend am anderen Ende der Welt. Einen Ort, an dem es bis auf Schafe und Rinder nichts gibt. Gar nichts! Abgesehen vom Moder, in dem sich mein Autoreifen festgefahren hat. Und habe ich schon die Schafe erwähnt? Sie sind überall, nicht nur auf den Weiden, sondern auch um mein Auto herum. Überall blicke ich auf flauschige Schafshintern, aber weit und breit ist kein Mensch zu sehen, der mir aus dieser Klemme helfen kann.

Montana.

Was habe ich mir nur gedacht?

Reichlich spät, sich darüber Gedanken zu machen, findest du nicht? Die Stimme in meinem Kopf klingt genauso zynisch wie ich. Nur schafft mein Zynismus es dieses Mal nicht, mich vor der Welle aus Angst und Panik zu schützen, die wie ein gewaltiger Tsunami auf mich zurollt. Machtlos sitze ich da und schaue ihr entgegen. Das Tempo meines Herzschlags nimmt Fahrt auf, und meine Beine sind mit einem Mal vollkommen nutzlos. Was wahrscheinlich gut ist, es hat ohnehin keinen Sinn, die Räder meines Wagens weiter zu malträtieren. Ich habe mich festgefahren. Sprichwörtlich und in der Realität. Resigniert lasse ich den Kopf gegen die Kopfstütze sinken.

„Eins, zwei, drei ...“ Zählen wird mich vermutlich auch nicht weiterbringen, aber es vermittelt mir einen Hauch von Sicherheit. Oder? Unaufhaltsam rückt mir dieses vertraute und zugleich angsteinflößende Gefühl zu Leibe und droht, mich unter sich zu begraben. Es ist unmöglich, die Attacke abzuwenden. Keine Chance. Und dennoch ... vielleicht hilft es ja, wenn ich mich auf etwas anderes konzentriere. Zum Beispiel auf diese Schafe. Flauschig und herzig, wie sie sich da um meinen Wagen scharen. Diese unablässigen Mäh-Laute machen mich jedoch wahnsinnig. Unwillkürlich kommt mir die Miene meiner Mutter in den Sinn, wenn sie mit zusammengepressten Lippen versucht hat, sich das Lachen zu verkneifen.

Mühsam versuche ich, die Tür aufzudrücken, setze einen Fuß auf die Erde, um auszusteigen, und versinke mit meinem Schuh bis zum Knöchel im Matsch. Beinahe kommt es mir vor, als könne ich ihr Lachen – hoch und schief – hören, in das sie definitiv ausgebrochen wäre, wenn sie jetzt neben mir säße. Zweifellos war das ihre Superkraft gewesen. Sie hat sogar in bedeutungslosen Momenten Einzigartigkeit und Humor entdeckt. Selbst in den richtig miesen. Mit ihr hatten sich alltägliche Belanglosigkeiten in Abenteuer verwandelt. So wie diese Belanglosigkeit – das Fahren auf einer unbefestigten Landstraße

mitten im Nirgendwo, auf der ich mitten in einer Herde Schafe im Schlamm stecken geblieben bin. Sie hätte sich köstlich amüsiert.

Ein schwaches Lächeln zupft an meinen Mundwinkeln, gefolgt von heftigem Brennen in meinen Augen. Eine unbeschreibliche Sehnsucht nach dem einen Menschen, den ich mir von ganzem Herzen herbeiwünsche, packt mich. Würde es ab jetzt immer so sein? Fräße sich jede Erinnerung, egal wie schön sie ist, wie Säure durch meinen Kopf? Würde mir zukünftig jeder Gedanke an sie das Herz in der Brust zerreißen? Diese Aussicht befeuert die Angstattacke nur noch mehr. Haltsuchend greife ich nach dem einzigen Gegenstand, der sich in unmittelbarer Nähe befindet: das Lenkrad meines Wagens. Ich presse meine erhitzte Wange gegen das Steuer, klammere mich daran, als könne es mich vor dem Sturz in die Tiefe bewahren. Fahrig streiche ich über mein Gesicht und wische die winzigen Schweißtröpfchen fort, die sich auf meiner Stirn gebildet haben. Mühsam schlucke ich gegen den Kloß in meinem Hals an. Mein Körper bebt, das Herz hämmert in meiner Brust wie nach einem Marathon, und ich ringe gequält nach Atem.

„Das ist bloß eine Panikattacke“, murmle ich wie ein Mantra vor mich hin. Meine ramponierten und mit Schlamm versetzten roten Chucks fest im Blick, starre ich hinab in den Fußraum, ohne wirklich etwas zu sehen, und suche in meinem benebelten Hirn nach der vor langer Zeit erlernten Atemtechnik. Die Erinnerung daran scheint sich jedoch in Luft aufgelöst zu haben.

Mein Körper gaukelt mir weiterhin ungehindert einen Herzinfarkt vor. Die Brust schmerzt, und ich habe das Gefühl zu ersticken, was mir weiterhin jede Möglichkeit nimmt, tief durchzuatmen. Zu meinem Glück oder Pech – je nachdem, wie man es betrachten will – kenne ich dank meines unterbrochenen Medizinstudiums und der langjährigen Erfahrung den Unterschied zwischen einem Infarkt und einer Panikattacke genau. Nicht mein Körper ist mein Feind, sondern die Angst ist es, und das schon, solange ich denken kann.

Immer wieder streckt sie ihre Tentakel nach mir aus und droht, mich mit sich in die endlose Tiefe zu ziehen – so wie in diesem Augenblick. Meine Mom hat es früher als Einzige geschafft, zu mir durchzudringen. Das würde jedoch nie mehr geschehen, denn meine Mom ist tot. Ich bin allein auf diesem gottverdammten Planeten. Einsam und verloren. In dieser Einöde, umgeben von Schafen und weit entfernt von der Zivilisation.

Dieser Gedanke – ganz allein zu sein – macht mich fertig und schürt eine Verzweiflung in mir, die mir bislang fremd gewesen ist. Es kommt mir vor, als würde ich ziellos auf offener See herumschippeln, ohne Ziel, ohne Hafen und ohne jeden Anker, der mich hält. Fühlt man sich so, wenn man eine Waise ist? Überrascht von der Intensität des Schmerzes, der sich bei

dieser Bezeichnung von meiner Brust in meine Arme und Beine ausbreitet und mich lähmt, kneife ich die Lider fest zusammen, als könnte das all die furchtbaren Dinge der letzten Wochen ungeschehen machen. Vielleicht sterbe ich ja doch, dann muss ich mich dem Chaos, in das sich mein Leben gewandelt hat, wenigstens nicht mehr stellen.

„Du stirbst doch nicht etwa, oder?“, fragt eine raue, männliche Stimme durch das geöffnete Fenster und erschreckt mich so sehr, dass ich zusammenzucke und die Augen aufreiße. Ein dunkler, imposanter Schatten ragt neben meinem Wagen auf, der viel zu groß ist für einen Mann. Ich blinzle gegen das grelle Licht an, vernehme das Schnauben eines Pferdes und schirme schließlich die Augen vor der Sonne ab. Ein Mann sitzt auf einem Pferd und sieht zu mir hinab. Durch den Cowboyhut auf seinem Kopf liegt sein Gesicht im Schatten, und ich kann ihn nicht richtig erkennen. Ich bleibe ihm eine Antwort schuldig, doch die Sorge, er könnte tatsächlich einen Krankenwagen rufen, weil er davon ausgeht, dass ich sterbe, überkommt mich. Ich hasse es, während einer Panikattacke beobachtet zu werden. Dann machen die Leute meist dumme Dinge, wie zum Beispiel einen Krankenwagen rufen. Er klingt beinahe schon genervt, als passe es so gar nicht in seine Tagesplanung, über eine schlammverschmierte und von desinteressierten Schafen umgebene Beinahe-Leiche zu stolpern. Mein Herzschlag beschleunigt sich gleich noch einmal mehr, und ich schlucke gegen meine ausgedörrte Kehle an. Ich lasse mich gegen das Sitzpolster sinken und hole tief Luft.

„Nein“, krächze ich mühsam und schiebe ein „Panikattacke“ hinterher, ehe ich mir verstohlen die Tränen aus den Augenwinkeln wische.

„Gott sei Dank“, sagt dieselbe Stimme wie aus weiter Ferne, so kommt es mir zumindest vor, während ich unter meiner selbsterrichteten Glocke aus Angst sitze und die Welt ausschließe. „Zwei Leichen an einem Tag verkraftet hier heute echt niemand.“ Daraufhin stößt er unterschiedliche Laute aus, mit denen er offenbar versucht, die Schafe weiterzutreiben. Zu meiner grenzenlosen Verwunderung kommt augenblicklich und wie durch Zauberhand Bewegung in die Schafherde. Mein wildes Hupen zuvor hat sie kein bisschen beeindruckt, nicht mal zusammenzucken lassen.

Ich höre ein Rascheln und vernehme, wie seine schweren Stiefel mit einem dumpfen Geräusch auf dem Boden landen, als er von seinem Pferd absitzt. Ungefragt öffnet er meine Autotür, und ehe ich zum Protest ansetzen kann, beugt er sich über mich. Damit durchbricht er die Glocke, in der sich mein Geist befindet. Ein herber Duft, gemischt mit dem Aroma von Leder und einer schwachen Note von Zedernholz, dringt in meine Nase und ersetzt den penetranten Pizzaduft, der vom Beifahrersitz ausgeht, den ich kaum noch ertrage. Eine Mischung aus feuchtem Waldboden, klaren Flüssen und frischer Luft, wie nach einer

durchregneten Nacht, die einem sofort in jede Ecke der Lunge dringt, steht im starken Kontrast zum schwachen Hauch Aftershave. Zu meiner Überraschung schnallt er mich ab, greift nach meinen Händen und zieht mich aus dem Auto raus. Scheinbar mühelos, als wäre er es gewohnt, sechzig Kilo durch die Gegend zu schleppen, trägt er mich über die Matschpfütze und kommt dabei nicht einmal ansatzweise ins Rutschen. Frechheit. Verblüfft von seiner Dreistigkeit lasse ich ihn gewähren. Was hat er bitte vor? Will er mich entführen? Endlich fasse ich genug Kraft, um mich ihm zu widersetzen und zapple mit den Beinen.

„Was zur Hölle ...?“, setze ich an. Gott, bin ich froh, meine Stimme wiedergefunden zu haben. Er ignoriert meinen Protest jedoch, geht ein Stück weiter und setzt mich sanft, aber kompromisslos auf die weiche, grüne Wiese.

„Sieh genau hin“, sagt er und deutet den Abhang hinunter. Ich folge seinem ausgestreckten Arm mit meinem Blick und halte verdutzt inne. Die Aussicht verschlägt mir die Sprache, sodass jeder Protest im Keim erstickt wird.

Der Hügel, auf dem wir uns befinden, gibt die Sicht über endlose Wiesen- und Weideflächen frei und vermittelt damit ein Gefühl von Freiheit, das mir fremd ist. Die Sonne taucht alles in ein schönes orangerotes Licht, einzig und allein von leichten Dunstschwaden durchbrochen, was diesem Anblick etwas Magisches verleiht. In weiter Ferne kann man die Umrisse von Häusern erkennen, die in dem gleißenden Licht verschwimmen. Der Abhang mündet in einen See, dessen Farbe unerwartet intensiv erscheint.

Generell hält Montana eine Farbvielfalt der Landschaft bereit, die ich aus meiner Heimat Chicago nicht kenne. Oder liegt es daran, dass Großstädte ihren Glanz für mich verloren haben? Bei meiner Abreise vor einigen Tagen erschien mir meine alte Heimat wie ein glanzloser, trister, grauer Ort. Etwas, das der Tod eines geliebten Menschen womöglich mit sich bringt. Andererseits kann ich mich kaum daran erinnern, mich je anders gefühlt zu haben. Es war meine Mom, die mein Leben stets mit Farbe und vor allem Liebe gefüllt hat. Nachdem sie fort war, kam es mir vor, als hätte sie all die vielen Nuancen mit sich genommen. An einen Ort, an den ich ihr nicht folgen kann. Als wäre ich mit einem Mal farbenblind geworden, war alles grau. Leblos. Voller Einsamkeit. Bis jetzt. Bis zu diesem einen Moment.

„Das ist ...“, beginne ich leise, doch in der Sekunde erkenne ich, dass kein noch so poetisches Wort, kein Kunstwerk, kein Foto je diesem Anblick auch nur ansatzweise gerecht werden könnte.

Als wären meine Sinne in der Sekunde geschärft worden, in der er mich aus dem Wagen gezerrt hatte, nehme ich plötzlich alles auf einmal wahr. Schlagartig bringe ich den

Duft, den dieser Fremde mit in meinen Wagen gebracht hat, in Einklang mit dieser Umgebung. Das Zirpen und Summen unzähliger Insekten, der Wind, der das Gras und die Bäume um uns herum sanft liebkost, was die Blätter mit einem raschelnden Seufzen kommentieren. Wie ein Streichorchester vereinen sich die Klänge der Halme, Blätter und Vögel in der Ferne zu einer einzigartigen Melodie mit dem Rest der Natur. Der Geruch von frischem Gras, Blüten und Früchten vermischt sich mit diesem Kunstwerk. Und noch immer spüre ich die Wärme seiner rauen Finger, die mich weiterhin halten und derer ich mir erst jetzt, wo die Welle der Panik abzubauen beginnt, gewahr werde.

„Ja, nicht wahr?“, wispert er andächtig, als wüsste er genau, was ich empfinde. Eine Weile sitzen wir schweigend da, und ich bringe es nicht über mich, mich zu rühren. Alles, was ich will, ist, dieses Fühlen in vollen Zügen auszukosten. Tief in mir drin weiß ich genau, es gibt nur ein einziges erstes Mal. Ein Buch, ein Song, ein Film, ein Kuss ... das erste Mal von allem wird auf ewig etwas Besonderes sein. So ergeht es mir mit Montana. Das erste Mal sehe ich es wirklich. Und es ist aufwühlend, echt und atemberaubend schön. Trotz oder gerade wegen meines schwachen Moments nimmt es mich für sich ein. Unwiderruflich und vollkommen. In dieser Sekunde verliebe ich mich. Trotz aller Zweifel und vorheriger Schimpftiraden über das Nichtvorhandensein eines Starbucks auf den letzten Hundert Meilen, eine Unmenge Schafshintern, Einöde und Matsch. Mit einem Mal bin ich überzeugt, zum perfekten Zeitpunkt am richtigen Ort zu sein.

Er stößt ein Seufzen aus und zieht damit meine Aufmerksamkeit auf sich. Dann stellt er die Beine auf und legt lässig den freien Arm darüber. Zuerst sehe ich ramponierte Boots, deren Schnürsenkel gelöst sind und in die er nachlässig die Hosenbeine seiner dunklen, völlig verdreckten Jeans gestopft hat. Ich werfe einen Blick zur Seite und betrachte sein Profil. Er trägt eine Sonnenbrille und einen dieser Cowboyhüte, die ich früher eher als lächerlich angesehen habe, die ihn jedoch wirkungsvoll vor der Sonne schützen. Mich beschleicht der Eindruck, dass er sich hinter der breiten Krempe und den getönten Gläsern zu verstecken versucht, doch ich schüttele diesen Gedanken ab. Das sind seine Angelegenheiten, und die gehen mich nichts an.

Sein Kinn ist markant, steht jedoch im starken Kontrast zu seinen weichen, wohlgeformten Lippen. Der Dreitagebart und die längeren dunklen Haare, die unter seinem Hut herausragen, lassen ihn verwegen wirken. Obwohl ihn eine düstere Aura umgibt, die ihn älter wirken lässt, schätze ich ihn auf höchstens Mitte zwanzig. Das zerknitterte, graue Hemd steht offen und bringt ein eng anliegendes schwarzes Shirt mit V-Ausschnitt zum Vorschein, das er darunter trägt. Die Hemdärmel sind bis zu den Ellbogen aufgerollt, sodass an seinem

linken Arm einige Tätowierungen zu sehen sind. Fremd wirkende Symbole, die vor allem aus Zacken, Linien und Ecken bestehen, als würden sie aus einer anderen Kultur stammen. Zu gern würde ich die Zeichnungen, die sich von seiner leicht gebräunten Haut abheben, näher inspizieren, aber das wäre irgendwie seltsam gewesen. Er trägt mehrere Lederarmbänder, eine Kette mit einem undefinierbaren Anhänger und zwei Ringe an der Hand. Ich schaue hoch und sehe mich selbst. Oder eher mein erbärmliches Spiegelbild, das ich in den Gläsern seiner Sonnenbrille erkennen kann. Hitze schießt in meine Wangen, und ich sehe rasch weg, weil er mich dabei ertappt hat, wie ich ihn anstarre.

O ja, natürlich ... so einem Kerl begegnet man in dieser Pampa. Diesem Typ Mann bin ich im überfüllten Chicago erfolgreich ausgewichen und treffe ihn ausgerechnet hier im Nirgendwo. Das Leben hat schon einen schrägen Sinn für Humor. Diesmal hält mein Gefühl mich jedoch dazu an, mich nicht täuschen zu lassen, und ich sehe noch mal genauer hin. Unter seiner gesunden Bräune, mit der man hier auf dem Land vermutlich geboren wird, ist er aschfahl, als hätte er sich zu Tode erschreckt. Seine Hände zittern und verleihen seinem selbstsicheren Auftritt einen Knick. Der verkniffene Zug um seinen Mund erinnert mich an etwas, das mir vertraut ist. Er streckt eine Hand nach meinem Gesicht aus. Ich halte den Atem an. Sanft streicht er über meine Wange, als wische er einen Fussel fort. Dabei ist es eine Haarsträhne, die er hinter mein Ohr schiebt. Ein aufregender Schauer durchläuft die Bereiche meiner Haut, die seine Fingerspitzen berührt haben.

„Geht es wieder?“, fragt er mit rauer Stimme und überraschend einfühlsamer Miene. Und erst jetzt, in diesem Moment, wird mir bewusst, dass mein Herz zwar weiter wie wild in meinem Brustkorb pocht, die Panikattacke, die mich gerade noch so fest im Griff gehabt hat, jedoch abgeklungen ist.

Ich nicke stumm, weil ich fürchte, noch nicht genug Stimme für ein belangloses Ja zusammenkratzen zu können.

Sein Mund verzieht sich zu einem schiefen Lächeln, was sein Gesicht irgendwie entstellt. „Was bist du nur für ein Glückspilz, dass ausgerechnet ich dich gefunden habe.“

Die Ironie, die in jedem Wort mitschwingt, schwappt zu mir rüber. Es kommt mir vor, als würde er damit von etwas ablenken wollen, das er mit aller Macht zu verbergen versucht.

„Danke“, krächze ich.

„Bedank dich bei diesem Land. Es rettet die Menschen, nicht ich.“

„Woher weißt du das?“

„Das habe ich von jemandem gehört, der es zu wissen glaubte.“ Er verzieht das Gesicht zu einer Grimasse und hüllt sich in geheimnisvolles Schweigen. Zu gern hätte ich ihn weiter

ausgefragt, doch sein Unwille, mir weiter Auskunft zu geben, umgibt ihn wie eine Ritterrüstung.

Urplötzlich lässt er mich los, kommt hastig auf die Beine und klatscht in die Hände. Ein Teil in mir wünscht sich, er hätte mich festgehalten. „Okay, dann lass uns mal sehen, in welchen Schlamassel du dich gebracht hast.“

Ach ja, mein Schlamassel. Den habe ich beinahe vergessen. Ich sehe zu dem Wagen, den ich beinahe so sehr liebe, als wäre er mein Haustier. Ein alter gelber VW Käfer, den Mom gehütet hat wie einen Schatz. Und er ist beinahe das Letzte, was mir von ihr geblieben ist. Natürlich habe ich schon vorher von seinem klapprigen Zustand gewusst, und hier in der Pampa ist er sicher nicht die bestgeeignetste Wahl eines Fahrzeugs, aber ich kann ihn nicht abgeben. Nicht jetzt. Vermutlich niemals.

Bevor ich reagieren kann, macht er bereits kehrt und läuft zu meinem Wagen zurück. Nur langsam komme ich auf die Beine, deren Knochen sich scheinbar in Wackelpudding verwandelt haben, und kämpfe gegen den Drang an, mich wieder ins Gras sinken zu lassen. Der Fremde, dessen Namen ich nicht kenne, inspiziert bereits meinen festgefahrenen Reifen. Ich dagegen stehe zum ersten Mal seit vielen Jahren einem Pferd gegenüber. Es steht einfach da, schnaubt und scheint recht unbeeindruckt von mir zu sein. Sein glänzendes Fell ist dunkelbraun und schimmert im Schein der untergehenden Sonne rötlich. Nur über seiner Brust zieht sich ein weißer Fleck. Es starrt mich an, während es ein paar Grashalme kaut. Kurzzeitig wird mir mulmig, als ich dem Tier, das mich um Längen überragt, in kürzestem Abstand gegenüberstehe – ganz ohne einen Zaun zwischen uns oder einen Menschen, der es kontrolliert. Ich schlucke. Unsere Blicke treffen sich und diese sanften Augen sehen mich eindringlich und beinahe mitfühlend an, als könnten sie tief in meine Seele schauen. Plötzlich macht es einen Schritt auf mich zu, was mich zu Tode erschreckt. Mir entschlüpft ein panischer Laut, und ich springe hastig zurück.

„Na, Clyde, versprühst du wieder deinen Charme?“, höre ich meinen Retter sagen.

„Er ... tut doch nichts, oder?“

„Solange du keine Möhren in deinen Hosentaschen versteckst, solltest du von aufdringlichen Liebkosungen verschont bleiben.“ Grinsend sieht er zu mir zurück. „Du hast doch keine Angst vor Pferden, oder?“ Sein herablassender Ton ärgert mich, als wäre es völlig normal, einem Tier dieser Größenordnung in der freien Wildbahn gegenüberzustehen. Er trägt nicht mal einen Sattel oder ein Geschirr.

„Ach was, wie kommst du denn darauf? Das ist schließlich ein vollkommen abwegiger Gedanke bei einem Tier, das vermutlich eine Tonne wiegt und die Kraft eines Panzers hat, wenn es sich entscheidet, mich umzurennen.“

„Ah, sehr schön. Ironie ist passenderweise auch meine liebste Fremdsprache.“ Sein unmögliches Grinsen und seine offensichtliche Weigerung, seinen Riesengaul von mir wegzulocken, wecken den Wunsch in mir, ihn zum Teufel zu jagen. Allerdings ist weit und breit niemand zu sehen, den ich stattdessen um Hilfe bitten könnte, weswegen ich seine Hilfe dummerweise unmöglich ausschlagen kann.

Clyde macht währenddessen einen weiteren Schritt auf mich zu. Um den Abstand beizubehalten, weiche ich zurück und stolpere prompt über einen kleinen Erdhügel, der unter dem dichten Gras versteckt liegt. Unsanft lande ich auf dem Hintern, während Clyde neugierig näher tritt und seinen Kopf bedrohlich auf mich zubewegt.

Sein Besitzer kommt ebenfalls näher, bleibt jedoch mit in die Hüften gestemmtten Händen stehen und lacht. ER LACHT! Was zum Teufel? Beschämt und gleichermaßen verärgert, weil er mir nicht zur Hilfe eilt, wehre ich die Annäherungsversuche des Tieres unbeholfen ab. „Hilfst du mir vielleicht mal, statt hier selbst zu wiehern wie ein Pferd?“, entfährt es mir mit einer gehörigen Portion Verärgerung.

„Da habe ich mich wohl geirrt. Clyde hat offenbar eine Schwäche für dich. Über Geschmack lässt sich offenbar doch streiten, nicht wahr, alter Junge?“

Empört schnappe ich nach Luft, als ich sehe, wie er die Sonnenbrille abnimmt und mir zuzwinkert. Selbst aus der Entfernung bemerke ich seine faszinierenden hellen Augen.

Er lacht leise vor sich hin und dann macht er einen Laut, den ich noch nie gehört habe. Es klingt wie eine Mischung aus einem Pfiff und einem Schnalzen mit der Zunge. Verblüfft beobachte ich, wie Clyde abrupt kehrtmacht und wie ein braver Hund gemächlich an die Seite seines Besitzers trottet. „Ich habe dir doch gesagt, er tut nichts. Ich hatte alles unter Kontrolle“, behauptet er, während er weiter unverschämt grinst, was ich nur mit einem Schnauben kommentiere. „Du hast es offenbar nicht so mit Tieren, was?“

Hastig komme ich auf meine wackligen Beine und klopfe mir den Hintern ab. Zu meinem Leidwesen hat nicht nur mein Stolz einen Knacks bekommen, sondern auch meine Jeans. Der riesige Fleck auf meinem Hintern passt hervorragend zu meinem schlammigen Schuh. „Das war jedenfalls nicht gerade die feine Art.“

„Hast du gehört, Clyde? Du hast die Lady erschreckt, entschuldige dich gefälligst.“

Unschuldig zupft Clyde an einem Grasbüschel, und ich rolle die Augen. Das Grinsen des Typs ärgert mich maßlos, doch ich brauche definitiv Hilfe, wenn ich meinen Wagen aus

dem Matschloch herausbekommen will, und so beschränke ich mich auf einen weiteren bitterbösen Blick in seine Richtung.

„Kannst du mir helfen, meinen Wagen aus dem Matsch zu befreien?“, frage ich, um diese Situation endgültig hinter mich zu bringen. Vergessen ist inzwischen nicht nur die Panikattacke, sondern auch dieser kurze Moment vollkommenen Glücks, den mir der Fremde und der Blick von dem Hügel kurz zuvor geschenkt haben.

„Kommt drauf an, was du dafür springen lässt“, erwidert er mit lässig in die Hüften gestemmtten Händen und sieht dabei unverschämt gut aus – für ein ungehobeltes Landei. Am anderen Ende der Welt. Aber attraktiv hin oder her, so langsam geht er mir gehörig auf die Nerven. Ist es hier üblich, kleine Gefälligkeiten einzufordern? Geben die Leute in Montana nichts auf Gastfreundschaft und Hilfsbereitschaft? Ich habe ehrlicherweise keine Ahnung von den Gepflogenheiten auf dem Land und auch nicht davon, ob es hier so was wie einen Pannendienst gibt. Irgendwie zweifle ich daran. Außerdem kostet es sicher Geld, das ich nicht habe. Ich lebe schließlich nicht umsonst seit meiner finanziellen Misere von Pizza von Domino's, weil es das verdammt billigste Lebensmittel in dem überteuerten Land ist.

Ich laufe zum Wagen, beuge mich hinein und hole mein Portemonnaie heraus. „Würden dir fünfzig Dollar reichen?“ Im Kopf rechne ich kurz hoch, wie viel ich wohl für eine Nacht in einem B&B bräuchte, und seufze. Ich würde wohl noch eine Weile Pizza essen müssen, wenn ich nicht zufällig eine günstige Unterkunft finden oder im Auto schlafen würde. Vielleicht finde ich auch einen Aushilfsjob. Das hängt natürlich von meinen Plänen ab, die ich noch nicht kenne, weil ich bisher nicht allzu viele Gedanken daran verschwendet habe. Schnell nehme ich ein paar tiefe Atemzüge, um die nächste Panikattacke direkt im Keim zu ersticken.

„Nein, nein, ich nehme kein Geld. Ich dachte eher an andere Gefälligkeiten.“

Das klingt sehr doppeldeutig. Er will doch nicht etwa andeuten ... Mein Kopf ruckt zu ihm herum, und ich erdolche ihn mit meinem Blick. Er hebt die Hände, als würde ich eine geladene Glock auf ihn gerichtet halten, was zweifellos auf den mörderischen Ausdruck in meinen Augen zurückzuführen ist. „Natürlich keine Gefälligkeiten dieser Art. Was denkst du bitte von uns?“ Er schnaubt herablassend, als sei ihm diese Erklärung zu anstrengend.

„Um auf die Gefälligkeiten zurückzukommen ... Vielleicht lässt du dich auf eine erneute Schmusestunde mit Clyde ein. Das würde ihn ziemlich glücklich machen, und falls du dabei noch einmal über einen Hügel plumpsen möchtest, würde das meinen Tag sicherlich sehr erheitern.“ Sein Grinsen wird noch breiter. Er nimmt mich bloß auf den Arm. Die

Tatsache allein erleichtert mich, doch dass er sich auf meine Kosten amüsiert, geht mir gehörig gegen den Strich.

„Dann ruf ich eben den Pannendienst, wenn du mir nicht helfen willst“, entfährt es mir trotzig.

„Hey, komm schon, das war doch nur ein Witz.“

„Hast du eine Ahnung, was witzig ist? Dass ich wegen Flugangst – und wenn ich Angst sage, dann meine ich horrorfilmmäßige, ich-brauche-Kotztüten-Panik –, die mich tagelang vorher umtrieben und dafür gesorgt hat, dass ich einen Flug abgelehnt habe, der nur ein paar Stunden gedauert hätte, um tagelang in dieser Schrottkarre von Auto durch die USA zu fahren. Was mich übrigens vollends in den finanziellen Ruin treibt. Und letzte Nacht habe ich kaum ein Auge zugetan, während ich in einem dieser Mehrbettzimmer im Hostel gelegen habe, weil ich die ganze Zeit Sorge hatte, ausgeraubt zu werden. Ich esse seit Ewigkeiten nichts anderes als Pizza, sodass sogar mein Wagen riecht wie eine Pizzabude. Als wäre all das nicht schon schlimm genug, bin ich auf dem Weg hierher tausend Tode gestorben, weil ich gedacht habe, der Wagen würde es vielleicht nicht schaffen oder dass ich mein Leben bei einem Verkehrsunfall verlieren würde. Und zu guter Letzt haben mich Schafe umzingelt, die einfach überall sind. Warum eigentlich? Was ist nur los mit euch Bauern? Was habt ihr nur mit euren Schafen? Und warum sind die nicht auf einer eingezäunten Weide? Stattdessen erschreckt ihr lieber Fremde zu Tode, sodass sie sich im Matsch festfahren und schließlich von einem Typen mit zweifelhaftem Charme gerettet werden müssen, der sich unentwegt über einen lustig macht. Und von seinem aufdringlichen Pferdebuddy fange ich gar nicht erst an ...“

Einen Augenblick hält er inne und betrachtet mich auf eine Art, die ich kaum deuten kann. Neugierig? Irritiert? Ich komme mir vor wie eine kuriose, noch nie da gewesene Spezies, die er zum ersten Mal zu sehen bekommen hat. Schwer atmend schließe ich die Augen, weil ich merke, dass mir gerade vor Wut und ehrlicher Verzweiflung Tränen in die Augen schießen. Offenbar bin ich am Rande eines Nervenzusammenbruchs. Am liebsten würde ich im nächsten Mauselloch verschwinden.

„Tja, du hättest halt einfach die Hauptstraße nehmen sollen, statt diesen Schleichweg, der für Schafe, Rinder und landwirtschaftliche Traktoren gedacht ist. Sogar die meisten Einwohner würden nicht riskieren, hier langzufahren.“ Daraufhin reißt er die Fahrertür auf und lässt sich auf den Sitz fallen. „Lass mich raten, du hast noch nie einen Reifen aus Matsch befreit, richtig?“, fragt er, als hätte es meinen Ausbruch nie gegeben.

„Ich komme aus einer Großstadt, da löst man Probleme mit dem Auto, mit der U-Bahn oder einem Uber.“

„Ein Stadtmädchen also. Hab ich es doch gewusst. Das erklärt alles.“ Diese abschätzigen Worte nuschelt er vor sich hin. Eigentlich reime ich sie mir mehr zusammen, als dass ich sie wirklich höre. Um ihn in seinem Enthusiasmus, den Käfer aus dem Schlammloch zu befreien, nicht zu bremsen, ignoriere ich sie. Er startet den Wagen und gibt ein wenig Gas, gleichzeitig schaut er aus der geöffneten Fahrertür, nur um festzustellen, dass simples Rausfahren nicht mehr funktioniert. Ohne den Motor abzustellen, steigt er aus und läuft zum Heck des Wagens zurück.

„Okay, steig ein und gib Gas, sobald ich es dir sage.“

Gehorsam setze ich mich und warte auf sein Zeichen. Als es kommt, trete ich das Gaspedal durch und das Auto macht einen Satz. Es hat geklappt. Innerlich jubelnd ignoriere ich den erstickten Laut und den Fluch, die durch die geöffnete Tür zu mir dringen. Ich schaue in den Rückspiegel, trete auf die Bremse und schlage mir die Hand vor den Mund. Ich halte inne und werfe ihm einen entschuldigenden Blick zu.

„Nicht so viel Gas“, brummt er, nimmt die Sonnenbrille ab und wischt die Matschflecken von seiner Wange und der Brille.

„Ups“, entfährt es mir, doch seine genervte Miene freut mich diebisch. Zur Abwechslung geht der Witz mal auf seine Kosten. Ich genieße den Moment in vollen Zügen, doch mein Triumph währt nur kurz. Schnell findet er zu seiner gewohnten Lässigkeit zurück, mit der er einen Arm auf der Karosserie abstützt und sich zu mir hinunterbeugt.

„Nimmst du mich wenigstens ein Stück mit zurück?“, fragt er.

„Eigentlich hat meine Mom mir beigebracht, nicht mit Fremden mitzufahren“, sage ich und unterdrücke ein Grinsen.

Ich genieße seine verdatterte Miene. „Im Ernst jetzt?“

Achselzuckend füge ich hinzu: „Du könntest ein Serienmörder sein. Wer weiß das schon so genau? Was, wenn du meine Leiche irgendwo hier verschwinden lässt?“

Er grinst nun und kommt mir offenbar rasch auf die Schliche. „Aber Hilfe von einem Fremden anzunehmen, geht für dich klar?“

„Sieh dich nur an, wie schmutzig du bist.“ Ich grinse frech.

„Wem hab ich das denn zu verdanken?“

„Und was ist mit Clyde?“, erinnere ich ihn an das Pferd, das unweit hinter ihm steht und gemütlich grast. Aus der sicheren Entfernung und geschützt vom robusten Metall der Karosserie scheint von ihm keine größere Gefahr auszugehen.

„Der kommt schon klar.“

Mir kommt das herzlos vor und ich will ihm schon vehement widersprechen, als er lachend hinzufügt: „Du machst dir doch nicht etwa Sorgen um den alten Casanova? Hast du das gehört, alter Junge? Sie hat eindeutig Gefallen an dir gefunden.“

Ich schnaube. „Ist es eigentlich unmöglich, ein normales Gespräch mit dir zu führen?“

„Los, rutsch rüber“, befiehlt er, und ich starre ihn fassungslos an.

„Warum?“

„Ich fahre.“ Es klingt wie eine simple Feststellung, und ich schnappe empört nach Luft. Was bildet er sich eigentlich ein? Als könne ich nicht selbst ein Auto fahren ...

„Komm schon, oder willst du behaupten, du hast eine Ahnung, was du da tust?“

„Ich kann Autofahren“, protestiere ich vehement und klammere mich an das Lenkrad.

„Das hat aber grad noch ganz anders ausgesehen. Beim nächsten Mal helfe ich dir nicht aus der Patsche.“

Auch wenn mein feministisches Herz, das ich meiner toughen Mom zu verdanken habe, in meiner Brust aufs Heftigste protestiert, nehme ich seine Androhung ernst und gebe mich geschlagen. Ich bin viel zu müde und ausgelaugt, um es auf eine Wiederholung eines solchen Zwischenfalls ankommen zu lassen. Außerdem ist es später Nachmittag, manche würden bereits von Abend sprechen. Das Letzte, was ich will, ist, nachts im tiefsten Nirgendwo in meinem Auto festzustecken. Keine Ahnung, welche Tiere sich hier so rumtreiben. Die Bilder von Bären und Berglöwen, die ich in einer kurzen Doku über Montana gesehen habe, sind auch jetzt noch Inhalt meiner Albträume. Also werfe ich den Karton mit den Pizzaresten auf die Rückbank und klettere über die Gangschaltung auf den Beifahrersitz.

Der Fremde setzt sich und seine feingliedrigen Finger, an denen er zwei Ringe trägt, fassen um den Schlüssel und starten den Motor. Ob einer davon ein Ehering ist? Er könnte vielleicht ein, zwei Jahre älter sein als ich, aber keinesfalls ist er verheiratet. Oder? Klar, normale Menschen in unserem Alter heiraten und bekommen Kinder oder denken zumindest darüber nach. Nur weil mein Leben untypisch verläuft, bedeutet das nicht, dass seines ähnlich chaotisch aussehen muss. Eigentlich weiß ich nichts von ihm – nicht mal seinen Namen. Und in dieser Sekunde wird mir klar, dass ich eine der wichtigsten Regeln breche, die meine Mom mich hat schwören lassen, nie zu umgehen.

Ich schlucke. Wahrscheinlich bin ich lebensmüde. Oder sehr verzweifelt. Was, wenn dieser Typ ein Serienkiller ist? Er könnte mich in den tiefsten Tiefen von Montana begraben und niemand würde je auf die Idee kommen, mich hier zu suchen. Bis auf wenige Freunde

und meinen Exfreund weiß kaum einer, wo ich bin. Und der Letztgenannte würde wohl kaum nach mir suchen.

Fassungslos bemerke ich, dass Clyde wie ein Hündchen neben dem Wagen hertrabt, als wäre er das gewohnt.

Der Fremde neben mir bemerkt meinen verwunderten Blick. „Ich sagte doch, dass er klarkommt.“

„Wie machst du das?“, frage ich ehrlich verblüfft.

„Was?“ Sein unterdrücktes Lächeln verrät mir, dass er sich absichtlich dummstellt. Abwartend sehe ich ihn an.

„Was denn? Denkst du etwa, ich verrate einfach so all meine Tricks? Das wäre ja, als würde ein Koch all seine geheimen Rezepte preisgeben.“

„Wer bist du eigentlich?“ Ich bin entschlossen, etwas über ihn herauszufinden, damit Mom sich nicht in ihrer Urne umdreht.

Sein abschätziger Blick huscht zu mir rüber, ehe er Gas gibt und meinen Käfer die unebene Straße hinunterfährt.

„Sind wir hier bei einer Quizshow?“

„Ich betreibe bloß Konversation“, rechtfertige ich mich und ärgere mich maßlos – vor allem über mich. Dieser Typ macht mich wahnsinnig. Wie kann man nur in der einen Sekunde derart einfühlsam und in der anderen herablassend sein? Eine wirklich seltsame Kombination, die gleichermaßen nervt als auch anziehend wirkt. Verdammt. Natürlich stehe ich auf wahnsinnige Irre mit zweifelhaftem Charme. Zu meinem Leidwesen antwortet er noch immer nicht.

„Also ... raus damit. Wer bist du?“, frage ich herausfordernd und verschränke die Arme vor der Brust, als könne mich diese einfache Geste vor seinem entwaffnenden Charme schützen.

„Nur irgendein verlorener Typ“, murmelt er so leise, dass ich ihn kaum verstehen kann. Frustriert hebt er den Hut und streicht sein dunkles, wirres Haar zurück. Eine sanfte Brise weht durch die geöffneten Fenster herein und streicht durch mein Haar, wodurch der Duft meines Kokosshampoos in meine Nase steigt.

„Machst du das öfter?“, hake ich nach, obwohl ich fürchte, ihn mit meiner Fragerei in den Wahnsinn zu treiben.

„Was? Schönen Frauen, denen ich zufällig begegne, aus dem Schlamassel helfen?“

Hat er mich gerade als schön bezeichnet? Hitze schießt in meine Wangen. Hoffentlich sieht er das nicht durch seine Sonnenbrille, die er wie eine Rüstung trägt. Zu gern würde ich

noch mal in seine Augen sehen, um die Farbe genau zu bestimmen und hinter seine raue, unnahbare Fassade zu blicken.

Bislang bin ich nur selten von der Männerwelt beachtet worden, was vielleicht daran liegt, dass ich mich nie wirklich rausputze. Ich bin maximal Durchschnitt, praktisch veranlagt und hasse jegliche Schuhe, deren Absätze höher sind als zwei Zentimeter. Am liebsten trage ich Chucks und Jeans. Trotzdem ... Mein exotisches Aussehen mit der goldbraunen Haut, die ich meinen lateinamerikanischen Wurzeln zu verdanken habe, den hellen Haaren und blauen Augen wirkt auch ohne viel Make-up anziehend auf ein paar wenige Männer. Ich werfe ihm einen betont gelangweilten Blick zu, als wäre ich diese Komplimente gewohnt.

„Wenn es sich ergibt.“ Achtlos zuckt er mit den Achseln, dann dreht er den Spieß um. „Warum bist du hier? Gehörst du zu den Trauergästen?“, fragt er mich und deutet auf das großzügige Haus, das sich unweit von uns am Fuße des Hügels befindet. Selbst auf die Entfernung wirkt es riesig. Es ist ein riesiges Holzhaus mit zwei, vielleicht drei Ebenen und einem großzügigen Anbau, eingerahmt von der weitläufigen, atemberaubenden, bergigen und von Wäldern umgebenen Landschaft Montanas. Ich bin überzeugt davon, die Abstellkammer in dem Haus ist mindestens so groß wie mein altes Kinderzimmer in der Drei-Zimmer-Wohnung, die ich mit meiner Mom bewohnt habe.

„Äh, nein ... ich bin auf der Suche ...“, beginne ich und breche gleich wieder ab, weil ich keine Ahnung habe, was ich ihm antworten soll. Ich weiß es ja selbst nicht mal.

„Auf der Suche wonach?“

„Wenn ich das nur so genau wüsste“, wisperte ich seufzend und friemle gedankenverloren am Loch in meiner Jeans herum, wodurch es sich zweifellos noch vergrößert. Die ehrliche Antwort wäre gewesen: nach meinen Wurzeln oder nach mir. Aber das auszusprechen, geht viel zu weit. Selbst wenn ich es vor einem Fremden aussprechen würde, den ich wahrscheinlich nie wiedersehen werde. Plötzlich ist er wieder da – der Kloß in meinem Hals, der das Sprechen unmöglich macht. In den vergangenen Wochen ist er zu einem vertrauten Begleiter geworden. Mühsam schlucke ich gegen ihn an, doch es ist nutzlos. Die Tränen brennen in meinen Augen, bereit, loszulaufen. Ich weiß, ich stehe an der Schwelle, erneut die Fassung zu verlieren, wie so oft, seit ich gezwungen war, die leblose Hand meiner Mutter loszulassen. Damals hatte ich die Tragweite noch nicht gänzlich erfasst, war mir der Folgen nicht gänzlich bewusst gewesen. Wie soll man den Tod auch verstehen? Das Unmögliche, Unfassbare? Selbst wenn man eine Ewigkeit hat, um sich auf diesen Moment vorzubereiten. Man ist es nie. Sie ist fort. Weitergegangen. An einen Ort, an den ich

ihr vorerst nicht folgen kann. Auch wenn ich es mir wünsche. Plötzlich gehöre ich zu niemandem. Nirgendwohin.

Obwohl ich seinen Blick meide, weiß ich in dieser Sekunde, dass er mich betrachtet. Ein angenehmes Prickeln zieht sich über meine Haut, als seine Hand urplötzlich auf meinem Handrücken liegt und meine Finger davon abhält, das Loch in meiner Jeans noch weiter zu vergrößern. Seine warmen Finger auf meinem Handrücken halten mich, bewahren mich in diesem Moment erneut davor, im Strudel der Trauer zu ertrinken. Gleichzeitig beschleunigt sich der Schlag meines Herzens so sehr, bis es heftig gegen meine Rippen trommelt, als wolle es herausspringen. Er bremst, nicht ruckartig, sondern sanft, fährt rechts ran und nimmt mit der freien Hand die Sonnenbrille ab. Verwundert sehe ich zu ihm auf und werfe das erste Mal einen tiefen Blick in seine Augen. Unwillkürlich halte ich den Atem an. Sie sind braun und grün und golden und ... in ihnen steht ein schrecklich trauriger Ausdruck. Ich schlucke und erkenne plötzlich, dass ich keineswegs der einsamste und traurigste Mensch auf dieser Welt bin. Ich bin nicht die Einzige, die allein ist. Das ist auf eine erbärmliche Art tröstlich, denn es sollte natürlich niemand Schmerz empfinden, nur damit meiner gelindert wird. Und doch ist es das, was ich dadurch empfinde. Trost.

Wir sind uns so nah, dass ich seinen Pfefferminzatem riechen kann, und kurzzeitig kommt mir der absurde Gedanke, ob er mich wohl küssen würde. Statt es zu tun, macht er etwas anderes. Er streicht ein paar Strähnen meines gelockten, goldbraunen Haares hinter mein Ohr. Dann sieht er mich an, während seine Fingerkuppen wie zufällig meine Ohrmuschel berühren und dann vorsichtig meinen Kieferknochen entlangstreichen, bis sie unter meinem Kinn innehalten. Sanft hebt er es an und lächelt. Nicht mehr unverschämt, sondern mit einer Intensität, die mir den Atem raubt. Es ist eine zärtlichere und intimere Berührung, als es ein Kuss hätte sein können, und doch schrecke ich nicht zurück. Ich bleibe, wo ich bin, und versinke in diesen wunderschönen Augen, ohne ihnen irgendwas entgegensetzen zu können. Mein Herz rast viel zu schnell, sodass ich Angst habe, es könnte sich überschlagen. Meine Hände zittern und werden feucht, und jede Faser meines Körpers scheint vor Anspannung zu vibrieren. Für einen Moment vergesse ich sogar beinahe, wie schrecklich traurig ich bin. Dabei hasse ich nichts mehr, als die Kontrolle zu verlieren, doch hier in diesem Moment konzentriere ich mich einzig und allein darauf, was ich fühle. Ein Grund, warum ich ans andere Ende der Welt reisen musste. Nur um mir vormachen zu können, einen Plan zu haben, dem ich folgen kann, auch wenn ich weiß, dass einfach alles in Scherben liegt. Und auch ihm scheint ein Scherbenhaufen nicht fremd zu sein, doch für den

Hauch eines Augenblicks sind wir beide, während wir uns ansehen, weniger kaputt, weniger einsam und weniger verloren.

„Es muss etwas bedeuten“, murmelt er. Sein Lächeln unterstreicht die gläsernen Augen und ist so traurig, dass es mir beinahe das Herz zerreißt. Verwundert sehe ich ihn an. „Wenn es wahr ist, was du sagst. Dass du all diese Dinge auf dich genommen hast, um hierherzukommen, muss das etwas bedeuten.“ Er schluckt, wendet sekundenlang den Blick ab und betrachtet seine Hand, die noch immer auf meiner liegt. Als er seinen Kopf wieder hebt und erneut den Blick auf mich richtet, vergesse ich zu atmen. Für einen endlosen Moment kommt es mir vor, als könne ich tief in seine Seele blicken, in der es ähnlich düster und wüst zugeht wie in meiner. Noch nie habe ich mich so verstanden gefühlt. „Wende dein Gesicht der Sonne zu, dann fallen die Schatten hinter dich. Das ist ein Sprichwort. Jemand, der mir viel bedeutet hat, hat es immer gesagt, und gerade heute bin ich geneigt, ihm zu glauben.“

Er löst sich von mir, so schnell, dass ich im Stehen sofort den Halt verloren hätte. Dem Himmel sei Dank sitze ich. Er nimmt seinen Hut, stößt gleichzeitig die Tür auf und steigt aus. Ich sehe dabei zu, wie er sich die Sonnenbrille zurück auf die Nase setzt und die Autotür zuschlägt. Geübt schwingt er sich auf Clyde, führt ihn wie durch Zauberhand zu meinem Wagen und sieht durchs halb geöffnete Fenster.

„Ich muss dir danken.“

„Wofür?“, frage ich.

Und diesmal erscheint ein schiefes Grinsen auf seinem Gesicht, das jedoch viel zu schnell verblasst, um ehrlich und echt zu sein. „Manchmal kommt die Sonne auch in Gestalt eines tollpatschigen Stadtmädchens daher, das in Schlammlöchern stecken bleibt und über Erdhügel fällt und mich sogar an diesem Tag zum Lachen bringt. Etwas, das ich vorhin noch für unmöglich hielt.“ Einen kurzen Moment später galoppiert er bereits mit Clyde davon, und ich sehe ihm nach, bis er im gleißenden Licht mit der gigantischen Landschaft verschmilzt.